

Daniela Hofmann

Theorie muss sein

Als ich die Anfrage erhielt, an diesem Band der EAZ mitzuwirken, war ich überrascht. Ich sehe mich nicht als eine besonders ‚theoretische‘ Archäologin. Natürlich gehöre ich nicht zu der Gruppe, die von sich behauptet, objektiv oder atheoretisch zu arbeiten. Aber ich beschäftige mich auch nicht aktiv mit Fragen zu Epistemologie und Ontologie. Archäologen wie ich bedienen sich in der theoretischen Diskussion ein klein wenig wie eine Elster im Juwelierladen – ein klein bisschen hier nachschlagen, ein klein wenig dort, und sich einen Ansatz zusammentragen, der für ein konkretes Fallbeispiel oder eine bestimmte Problemstellung, an der man gerade arbeitet, am vielversprechendsten erscheint. Alles in allem ein sehr gemütlicher Zustand. Ist für diese Personengruppe die Bezeichnung ‚theoretische Archäologen‘ wirklich hilfreich?

Einerseits natürlich nicht: Sie gehören nicht zum kleinen Kreis derer, die – wie es die Einladung für dieses Themenheft formulierte – ‚anders ticken‘. Andererseits ist dieses Label auch nicht so ganz verkehrt, denn kritische Reflektion der Werke anderer – und idealerweise auch der eigenen – gehören zum selbstverständlichen Tagesgeschäft. In dieser Hinsicht sehe ich auch sehr wenige Unterschiede zwischen der Situation in Großbritannien und der in Deutschland, zumindest soweit ich sie bisher wahrgenommen habe. ‚Echte‘ Theoriearbeit wird in beiden Fällen nur von einer Minderheit betrieben, in beiden Kontexten gibt es einen harten Kern an theoriefeindlichen Kollegen, und den Großteil aller praktizierenden Archäologen kann man als ‚theoretically literate‘ beschreiben: Man ist bis zu einem bestimmten Punkt versiert, aber vertieft dies eben nur dann, wenn es nötig scheint und geht dabei eklektisch vor. Die Mengenverhältnisse dieser Gruppen mögen variieren, dennoch bin ich der Überzeugung, dass sich diese über die Zeit eher angleichen werden. Insgesamt überwiegen die Gemeinsamkeiten. Zwar mag der Ton der theoretischen Debatte in Deutschland etwas pessimistischer und kritikfokussierter sein, aber man diskutiert über die gleichen Themen. Auch kann man Vertretern beider Traditionen vorwerfen, relativ insular zu arbeiten. Bei den Briten liegt dies sicher an den Sprachbarrieren, die man sich zu überwinden nicht wirklich bemüht, im Fall der deutschsprachigen Archäologie ist man sich über die Diskussionen andernorts im Klaren, aber nicht immer geneigt, auf entsprechende Konvergenzen auch hinzuweisen, gerade weil oft explizit nach dem Beitrag einer ‚deutschsprachigen Archäologie‘ gesucht werden soll.

Dies ist, wenn man die Fachgeschichte berücksichtigt, nachvollziehbar, doch bleibt zu hoffen, dass es auch hier zu immer größerer Annäherung und letztendlich zu echtem Dialog kommen wird. Denn schließlich reden wir nicht nur im Grunde genommen alle über die gleichen Themen, sondern wir stehen auch alle vor ähnlichen Herausforderungen und Legitimationsproblemen, die sich viel leichter werden angehen lassen, wenn wir verstärkt gemeinsam agieren.

Gerade in Hinsicht auf Grundsatzdebatten braucht die Archäologie insgesamt – nicht nur die deutschsprachige – jetzt mehr Input denn je und darf sich nicht mehr auf den Lorbeeren vergangener Kämpfe um Positivismus oder Hermeneutik, Objektivität oder unvermeidbarer Voreingenommenheit ausruhen. Das liegt nicht zuletzt an einem Themenfeld, in dem wir noch relativ am Anfang stehen: Der Einfluss der Archäologie auf Narrative, die man sich heute von der Vergangenheit erzählt, um die aktuelle Gegenwart mit zu beeinflussen. Hier sind wir etwas ins Hintertreffen geraten.

Obwohl man in den letzten Jahren immer häufiger zu hören bekommt, dass sich der Streit um die relative Rolle der Geistes- und der Naturwissenschaften in der Archäologie zu Gunsten eines für alle fruchtbaren Mittelweges in Wohlgefallen aufgelöst habe (Robb 2014), sieht die Realität doch anders aus. Ein gutes Beispiel ist die vor kurzem wieder entbrannte Debatte um Migrationen, vor allem im Neolithikum, aber zunehmend auch in anderen Zeitstufen, deren neue Erkenntnisse ganz überwiegend von den Naturwissenschaften beigetragen und auch publikumswirksam an die Öffentlichkeit gebracht werden. Man hat manchmal den Eindruck, dass Jahre theoretisch fundierter archäologischer Forschung, in denen man sich bemüht hatte, die vielfältigen möglichen Verflechtungen zwischen materieller Kultur und Identitäten herauszuarbeiten, auf einen Schlag hinweggefegt wurden. Ersetzt wurden sie mit teils in ihrer Einfachheit schockierenden Modellen mit Anklängen an die dunkle Vergangenheit der Archäologie (kritisiert etwa in Heyd 2017). Die Einsprüche und Bedenken der Archäologen werden allerdings in der breiteren Diskussion und vor allem in den impactstarken Artikeln in *Nature* oder *Science* kaum wahrgenommen. Wie diesem Trend entgegenstehen?

Ein sicherlich wichtiger erster Schritt ist es, die interpretatorische Stärke der Archäologie zu betonen. Damit ist es aber nicht getan, vor allem, wo uns die Kollegen aus den Naturwissenschaften nicht nur finanziell, sondern zunehmend auch wissenschaftspolitisch und in ihrer öffentlichen Wahrnehmung bereits weit voraus sind. Wenn wir den Weg des interdisziplinären Dialogs tatsächlich beschreiten und uns trotz der Kräfteasymmetrie dabei behaupten wollen, müssen wir uns fragen, wieso dieser Dialog zunächst einmal so zögerlich angelaufen ist. Das genannte Machtgefälle ist sicherlich ein Grund, vielleicht sind wir aber auch selbst nicht ganz schuldlos.

Vor allem diejenigen Archäologen, die sich als theoretisch engagiert betrachten, haben sich in den letzten Jahren ganz überwiegend geisteswissenschaftlich orientiert. Das ist zunächst einmal nichts Schlechtes, allerdings haben sich dabei bestimmte Sichtweisen durchgesetzt, deren erkenntnistheoretische Grundlagen sich schwer mit Phänomenen wie – um bei unserem Beispiel zu bleiben – der aDNA-gestützten Idee von Massenmigrationen im Neolithikum vereinen lassen. Allen voran zu nennen wäre hier der Material Turn, der – basierend auf Theorien wie ANT, Assemblage Theory und ähnlichen Ansätzen – auf eine ontologische Gleichsetzung von Menschen, anderen Lebewesen, Objekten usw. im Sinne einer ‚relationalen‘ oder ‚symmetrischen‘ Archäologie abzielt. Das Potenzial eines solchen Ansatzes ist klar: Nicht nur lassen sich damit störende Dichotomien umgehen, sondern endlich kann man, dank langjähriger Expertise im Bereich materieller Kultur, als gleichwertiger Partner in interdisziplinären Diskussionen mitwirken. Vielleicht erklärt sich daraus auch die Vorstellung, dass dieser neue (oder zumindest als revolutionär stilisierte) symmetrische Ansatz bald überall dominieren werde (etwa

Olsen 2012) – der Anspruch ist schließlich, man habe damit neue, grundlegende Wahrheiten über das menschliche Dasein in der Welt enthüllt.

Allerdings werden auch die Schwachpunkte dieses Ansatzes immer klarer (etwa Burmeister 2013; Glørstad 2008). So haben symmetrische Archäologien von Anfang an eine bestimmte Sicht auf Veränderungsprozesse privilegiert. Dies ist die Sicht einer Welt, in der alles mannigfaltig mit allem anderen verbunden ist und in der – und das sollte eigentlich keineswegs unbedingt daraus folgern – sich die Dinge daher nur langsam und harmonisch verändern. So betonen Narrative des Übergangs vom Meso- zum Neolithikum, die aus dieser Sicht geschrieben werden (etwa Cummings/Harris 2011; Jones/Sibbeson 2013), trotz aller Anzeichen von Veränderung stark die verbindenden Elemente zum Mesolithikum, die in einem ökologisch korrekten Denken verwurzelte Sichtweise der ersten Neolithiker auf ihre Umwelt, und so weiter. Ereignisse und Prozesse, die schnelle, gravierende und nicht unbedingt harmonische Veränderungen auslösten, werden einfach ausgeblendet. Zurück bleibt eine Sicht auf die Vergangenheit, die von sich behauptet, die materielle Kultur ernster zu nehmen denn je, die aber immer das gleiche Narrativ einer Art symmetrischen Verflechtung hervorbringt. Die Varianz in der Vorgeschichte nimmt paradoxerweise also ab, je mehr wir uns angeblich in bestimmte Situationen ‚einfühlen‘.

Eine solche Sichtweise hat auf den ersten Blick sehr wenige Passpunkte mit neuen naturwissenschaftlichen Forschungen, die gerade die schnelle und dramatische Veränderung besonders gern hervorheben, und so ist es kein Wunder, dass sich Archäogenetiker zunächst einmal andernorts umgesehen haben, wenn es darum ging, ihre Daten zu kontextualisieren. Es gibt durchaus Stimmen, die diese Ergebnisse enthusiastisch aufgenommen haben und von einer Revolution in der archäologischen Erkenntnisweise sprechen (etwa Kristiansen 2014). Dabei bleiben aber leider nicht nur liebgewonnene Neolithisierungsszenarien auf der Strecke, sondern potentiell auch diejenigen kritischen Stimmen, die die angebliche Neutralität (natur)wissenschaftlicher Ergebnisse in Frage stellen (Niklasson 2014) und die jetzt mehr denn je nötig sind, wenn es darum geht, allzu vereinfachende Interpretationen an die Öffentlichkeit zu tragen. Auch innerhalb des Faches muss wieder mehr aktiv diskutiert werden: Theoretische Archäologen aller Art müssen zeigen, wie die von ihnen vertretenen Sichtweisen wichtige Einsichten und Blickwinkel auch für diese neuesten Daten bereit halten, anstatt letztere größtenteils geflissentlich zu ignorieren.

Auch wurde schon vielfach angemerkt, dass objektzentrierte Ansätze dazu neigen, die menschliche Fähigkeit zu Widerstand, zu aktiver Veränderung an bestehenden Zuständen und zu Protest schlichtweg zu negieren – eine Haltung, die defätistischer nicht sein könnte. Ein Gefühl zunehmender Verunsicherung, geschuldet der Situation, dass das eigene Handeln immer weniger Einfluss auf Arbeits- und Forschungsbedingungen zu haben scheint, mag den Alltag einer steigenden Zahl von Kollegen prägen. Aber dies zu einem allgemeinen Zustand des menschlichen Daseins zu deklarieren, spielt nur einem neoliberalen Status Quo in die Hände, von dem sich viele Archäologen eigentlich eher distanzieren.

Dies führen wir uns nicht oft genug klar vor Augen. Mittlerweile gehört es beispielsweise zum guten Ton, auch unter den nur ‚theoretisch Belesenen‘ unter uns, Artikel zunächst einmal mit einer generalisierten Kritik an ‚der‘ Aufklärung zu beginnen, deren

rationalistisches Denken zu Unterdrückung und Kolonialismus geführt habe. Sicherlich ist dies ein zurecht immer wieder beklagtes Resultat. Allerdings ist es einerseits schlicht oberflächlich, ‚die Aufklärung‘ zu kritisieren und dabei, wenn überhaupt, allein die Schriften von Descartes zu meinen, oder doch zumindest das, was man sich gemeinhin von den Schriften Descartes‘ erzählt. Andererseits muss man sich auch fragen, ob es noch immer garantiert liberal und ethisch-moralisch zweifellos auf der richtigen Seite ist, alle rationalen Herangehensweisen pauschal abzuweisen. Wollen wir denn wirklich in einer Welt leben, in der wichtige Entscheidungen gravierend von Vorlieben und Emotionen mit geprägt sind, die sich dann auch noch über Kritik erhaben wähnen? Wenn alle Positionen als gleichwertig nebeneinanderstehen, werden leider auch alle unanfechtbar.

Nachdem also weder rein positivistische noch die bisherigen symmetrischen Ansätze und schon gar nicht anti-aufklärerischer Relativismus wirklich befriedigend sind, müssen wir in einem offenen Dialog zu den Grundsatzfragen zurückkehren. Dazu gehört, dass Naturwissenschaftler erkennen, wie ihre Forschungen von ihrem Weltbild geprägt sind und vor allem auch das Weltbild der Öffentlichkeit prägen. Es heißt aber auch, dass Archäologen sich wieder verstärkt auf eine grundsätzliche Debatte einlassen müssen, in der sie nicht von im Vorhinein festgelegten dogmatischen Positionen starten, sondern bereit sind, die Validität verschiedener Arten von Argumenten offen zu diskutieren.

Selbst für uns diebische Elstern hat dies Konsequenzen. Ist es wirklich eine so gute Idee, sich aus den grundsätzlichen Debatten völlig auszuklinken und einfach nur die Aspekte aus jedem Ansatz zu wählen, die uns gerade passen? Das mag auf kurze Sicht pragmatisch sein, auf lange Sicht ist es aber selbst bei einem Waldbrand besser, den Kopf aus dem Sand zu ziehen und sich um die Flammen zu kümmern. Wir müssen also verstärkt Farbe bekennen – in unseren Schriften, in unseren Lehrveranstaltungen, in unseren Diskussionen mit Kollegen. Wir müssen wieder fragen, was die Konsequenzen für unser Bild des heutigen Menschen sind, wenn wir unsere Ansätze zur Vergangenheit tatsächlich zu Ende denken. Kurz: Wir müssen uns wieder alle für die eng definierte theoretische Archäologie interessieren, die epistemologisch und ontologisch ansetzt. Nur wenn wir unsere Standpunkte und Interessen konsequent vertreten und auch zeigen können, warum sie wichtig sind, ist ein interdisziplinärer Dialog möglich.

Das sind große Anforderungen, nicht nur an eine deutschsprachige Archäologie, sondern an das Fach insgesamt. Aber wir können es uns einfach nicht mehr leisten, keine theoretischen Archäologen zu sein.

Zitierte Literatur

- Burmeister 2013: S. Burmeister, *Lost in thought*. Besprechung zu Bjørnar Olsen/Michael Shanks/Timothy Webmoor/Christopher Witmore, *Archaeology. The discipline of things* & Ian Hodder, *Entangled. An Archaeology of the relationship between humans and things*. EAZ 54, 2013, 148–159.
- Cummings/Harris 2011: V. Cummings/O. Harris, *Animals, people and places: the continuity of hunting and gathering practices across the Mesolithic-Neolithic transition in Britain*. *European Journal of Archaeology* 14, 361–382.

- Glørstad 2008: H. Glørstad, Celebrating materiality – the Antarctic lesson. In: H. Glørstad/L. Hedeager (Hrsg.), *Six essays on the materiality of society and culture*. Lindome: Bricoleur 2008, 173–211.
- Jones/Sibbesson 2013: A. M. Jones/E. Sibbesson, Archaeological complexity: materials, multiplicity and the transitions to agriculture in Britain. In: B. Alberti/A. M. Jones/J. Pollard (Hrsg.), *Archaeology after interpretation. Returning materials to archaeological theory*. Walnut Creek: Left Coast Press 2013, 151–172.
- Kristiansen 2014: K. Kristiansen, Towards a new paradigm? The third science revolution and its possible consequences in archaeology. *Current Swedish Archaeology* 22, 2014, 11–34.
- Niklasson 2014: E. Niklasson, Shutting the stable door after the horse has bolted. *Critical thinking and the third science revolution*. *Current Swedish Archaeology* 22, 2014, 57–63.
- Olsen 2012: B. Olsen, After interpretation: remembering archaeology. *Current Swedish Archaeology* 20, 2012, 11–34.
- Robb 2014: J. Robb, The future Neolithic: a new research agenda. In: A. Whittle/P. Bickle (Hrsg.), *Early farmers. The view from archaeology and science*. Oxford: Oxford University Press 2014, 21–38.
- Heyd 2017: V. Heyd, Kossinna's smile. *Antiquity* 91, 2017, 348–359.

Daniela Hofmann

Institut für Vor- und Frühgeschichtliche Archäologie, Universität Hamburg, Edmund-Siemers-Allee 1, Westflügel, D-20146 Hamburg
Daniela.Hofmann@uni-hamburg.de